



Missionen der Neger

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

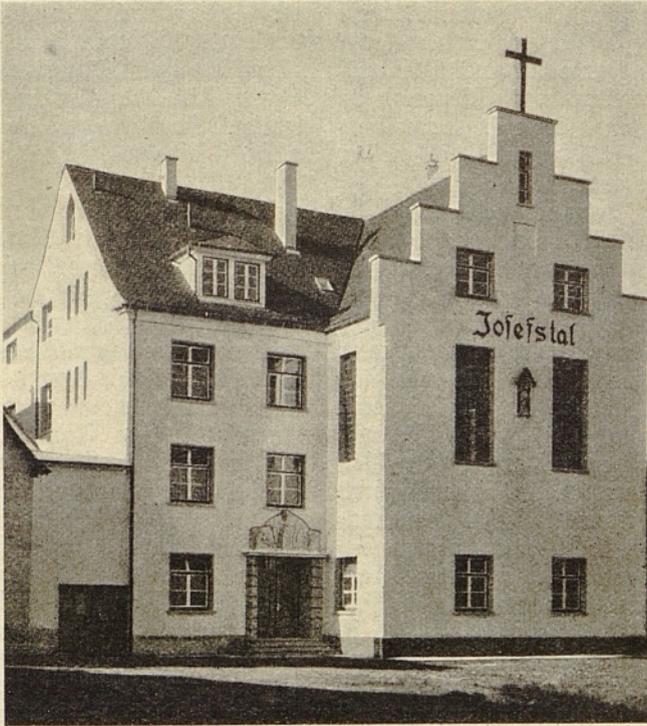
Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S, Deutschland 2 Mark, Italien 6 Lire, Ungarn
2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 öK, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz, 2 50 Franken,
übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Warburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Heft 2.

Februar 1932.

XXXV. Jahrgang.



Missionshaus Josefstal bei Ellwangen (Württemberg).

Häuptling Mauritius.

Von P. Karl Fischer.

Es ist bekannt, daß Neubekehrte oftmals die schwersten Opfer bringen müssen, um inmitten der Heiden den katholischen Glauben hochzuhalten und danach zu leben.

Noch schwieriger ist das für christlich gewordene Häuptlinge, wenn ihre Untertanen in überwiegender Mehrheit Heiden sind. Aber auch in solchen Fällen erringt gewöhnlich Gottes erbarmende Gnade den Endsieg. Die Bekehrung des Häuptlings Mauritius bietet ein Beispiel hiefür.

Zu der Centocower Missionsstation, wo ich seit fünf Jahren wirkte, gehört der Bezirk eines katholischen Häuptlings namens Mauritius Singapanji. Seine Familie führte schon lange die Häuptlingswürde unter dem Amakudastamm, weswegen auch das Gebiet, das diesem Stamm zugeteilt ist, einfach Singapanjisiedlung genannt wird. An der Bekehrung dieser großen, weitausgedehnten Siedlung arbeiten zwei Missionsstationen. Des Häuptlings Niederlassung gehört zu Centocow; nicht weit davon liegt die Außenstation St. Raphael, die meiner Obhut anvertraut war.

Mauritius Singapanji wurde erst 1929 zum Häuptling bestellt. Sein alter Vater konnte dieses Amt nicht mehr versehen, da eine Lungenkrankheit ihn zur Arbeit unfähig machte. Dieser alte Häuptling ist ein Freigeist ersten Ranges. Er ist Protestant, aber er glaubt gar nichts. Für ihn sind alle Religionen gleich gut oder gleich schlecht. Doch ist er schlau wie ein Fuchs. Mit niemandem wollte er es verderben. Er hielt es mit den Heiden, indem er nach ihren Sitten lebte; er hielt es mit den Protestanten, indem er ihre Schulen in seinem Gebiete begünstigte; er hielt es mit den Katholiken, indem er seine Kinder in ihre Mission zur Erziehung schickte. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß sein Erbprinz und einige seiner Töchter in der katholischen Mission erzogen, unterrichtet und getauft wurden. Sie waren alle sehr begabt und lernten fleißig. Mauritius war zudem noch sehr begeistert für den kirchlichen Gesang, lernte das Harmoniumspielen und brachte es so weit, daß er viele kirchliche Lieder

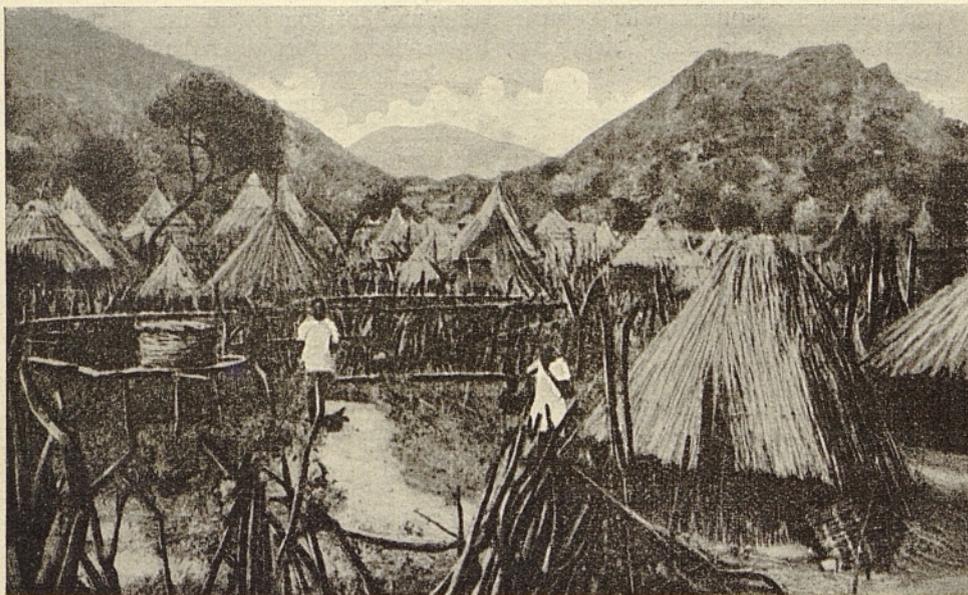
auswendig spielen und singen konnte. Darum war es seine Hauptfreude, beim Gottesdienst in St. Raphael vorzusingen und vorzubeten.

Mauritius schien ein überzeugter Katholik. Seine Jugend bereitete ihm nicht die geringste Schwierigkeit, den Glauben offen zu bekennen und nach den heiligen Geboten zu leben. Doch als die Zeit kam, wo er die Last des Häuptlingsamtes von den Schultern seines Vaters nehmen sollte, trat ihm dieser als unbarmherziger Versucher entgegen. Er zwang ihn, protestantisch zu heiraten. Mauritius geriet dadurch natürlich in Zwiespalt mit den kirchlichen Gesetzen, und es wurde ihm der Empfang der heiligen Sakramente verboten. Das ging dem armen Erbprinzen zu Herzen. Wie oft kam er nach dem Gottesdienst zu mir, bat um Hilfe und beteuerte, daß er seine Frau im Katechismus unterrichte, mit ihr täglich bete und alles tue, daß sie katholisch werde. So ging ich einmal ins Nest des alten Freigeistes, seines Vaters, und hielt ihm das Unrecht gegen seinen Sohn vor. Ich erreichte, daß er versprach, die Mission einmal zu besuchen. Das geschah wirklich. Der alte Kerl wurde weich und schickte seinen Erbprinzen und dessen Frau auf die Station zur Ordnung der Eheangelegenheit. Vierzehn Tage vor Ostern 1929 kamen sie. Beide machten die Exerzitien von acht Tagen mit: Mauritius, um Buße zu tun für sein Argernis; seine Frau, um sich vorzubereiten auf den Übertritt zur katholischen Kirche. Sie war wirklich gut unterrichtet und hatte den besten Willen. Am Osterfeste konnten beide ihre geistige Auferstehung feiern. Mauritius sagte uns, so glücklich wie heute sei er schon lange nicht mehr gewesen, da er nun wieder, mit der heiligen Kirche veröhnt, die heilige Kommunion empfangen habe. Der Missionsleiter gab ihm noch strenge und ernste Ermahnungen und machte ihn aufmerksam auf weitere schwere Kämpfe um seines Glaubens willen. Wenn er einmal Häuptling sei, würde er gewiß gedrängt werden, nach heidnischer Sitte der Vielehe zu frönen. Mauritius wollte das nicht zu-

geben. Gleich dem hl. Petrus beteuerte er seine Treue und Festigkeit, vertraute auf sich selbst und wurde rückfällig.

Im Monat Juni 1929 war Mauritius von der südafrikanischen Regierung zum Häuptling eingesetzt worden. In einer Ansprache, die ich an ihn vor dem versammelten Volke hielt, wies ich ihn hin auf seine Pflichten, ermahnte ihn, seinem Volke ein guter Vater, ein starker Führer und gerechter Berater zu sein. Ich zeigte ihm den Weg, den er gehen müsse, um alle diese Pflichten zu erfüllen.

das nötige Bauholz aus ihrem Walde schenkte. Die Bäume fällten teilweise die Missionäre selbst. Das Heimtschaffen des Holzes besorgten die Leute des Häuptlings, wie sie auch das Haus bauten. Als die neue Wohnung fertig war, mußte ich hinkommen, um sie einzusegnet. Da er einen schönen Hausaltar errichtet hatte, auf dem das Bild des göttlichen Herzens Jesu prangte, nahm ich die Familienweihe vor. Mit großer Andacht beteten er und seine Frau das Wehegebet, und ich erkannte da, wie fromm und gottesfürchtig die Frau war. Obwohl erst



Negerdorf in den Bergen.

Die Einsetzung des Mauritius zum Häuptling ging nicht ohne Schwierigkeit vor sich. Die Protestanten konnten es nicht ertragen, daß ein Katholik ans Ruder kam. Sie taten alles, um seine Ernennung zu hintertreiben und an seine Stelle den protestantischen Onkel des Mauritius zu bringen. Es kam zu heftigem Streit, wobei es zwei Tote gab. Doch der Wille der Regierung war entscheidend, da es in ihrem Interesse liegt, daß vorgebildete Männer zur Herrschaft gelangen.

Der neue Häuptling mußte sich jetzt auch eine neue Behausung bauen. Da er nichts hatte, half ihm die Mission, indem sie ihm

kürzlich vom Protestantismus bekehrt, war sie stark im Glauben und schien wie ein schützender Engel an der Seite ihres Mannes zu stehen.

Als Häuptling machte Mauritius bald seinen Besuch in der Mission. Umgeben von zweien seiner Beamten, kam er zu Pferd an einem Samstagnachmittag. Seine Frau kam zu Fuß. Wie gewöhnlich, empfingen er und seine Frau Sonntag früh die heiligen Sacramente. Uns stimmte dieser Besuch traurig, denn wir sahen, welchen Geistern sich Mauritius ausgeliefert hatte. Die Beamten waren nämlich junge, unerfahrene, der heidnischen Zügellosigkeit ganz ergebene

Männer. Der ältere Missionär machte den Häuptling darauf aufmerksam und sagte zu ihm: „Mein lieber Mauritius, ich fürchte für dein Seelenheil. Wenn du diesen Jungen folgst, bist du in Gefahr, gegen die Gebote Gottes zu handeln. Wähle doch lieber ältere und erfahrenere Männer zu deinen Ratgebern, auch wenn sie noch Heiden sind; denn solche achten wenigstens die Gesetze deiner Religion und lassen dir volle Gewissensfreiheit.“ Wie begründet die Mahnung des erfahrenen Missionärs war, zeigte sich bald. Eines Tages kam in größter Eile ein Bote mit einem Brief in die Mission. Der Brief meldete, der Häuptling sei vergiftet worden und verlange nach dem Priester und dem Arzte. Da war keine Zeit zu verlieren. Der Obere machte sich schnell mit dem heiligen Viatikum auf den Weg, und der Arzt folgte mit geeigneten Medikamenten nach.

Es herrscht unter den Heiden die grausame Sitte, daß sie ihre Feinde vergiften. Zu diesem Zwecke wird an einen Bierkrug starkes Gift gestrichen. Mit großem Geschick wird dabei vorgegangen, so daß nur der Bestimmte das Gift bekommt. Am bei gegenseitigen Besuchen jeden Verdacht einer Vergiftung zu bannen, besteht die schöne Gewohnheit, daß beim Vorsetzen des Bieres der Gastgeber oder vielmehr das Mädchen, welches das Bier gebraut hat, vor dem Gaste zuerst trinkt. Diese Sitte wird aber unterlassen, wenn das Biergelage schon im Gange ist. Bei dieser Gelegenheit aber wird der vergiftete Krug unausgesaugt und einem bestimmten Gegner zuerst vorgestellt, der nichts ahnend daraus trinkt. Nachher verschwindet der Krug ebenso geheimnisvoll, wie er gekommen ist, und das Trinkgelage geht ohne Störung weiter. Das Gift wirkt nicht auf der Stelle, sondern oft erst viele Tage später. Weil man unterdessen wieder andere Biergelage besucht, ist es oft schwer herauszufinden, wo und wann einer vergiftet worden ist. Auf diese Weise wurde auch Mauritius vergiftet. Sei es nun, daß er vorsichtigerweise den Krug mit der Hand abwischte, weil er ja wußte, daß er viele Feinde hatte, oder sei es, daß das schnelle Eingreifen des erfahrenen Arztes die Wirkung des Giftes hemmte: Mauritius kam diesmal mit dem bloßen Schrecken und einer

längeren Krankheit davon. Herzlich dankte er nach seiner Genesung dem Missionär und dem lieben Gott.

Der Häuptling war wieder auf den Beinen. Seine jungen Beamten rieten ihm nun dringend, sich mit den feindlich gesinnten Heiden zu befreunden und aus ihrer Mitte ein Mädchen als zweite Frau zu nehmen. Wer weiß, wie es zugeht! Der arme Mauritius gab seinen Beamten nach und heiratete eine zweite Frau nach heidnischer Sitte. Beim ersten Hahnenschrei hatte er also seinen Meister verleugnet. Seine rechtmäßige Frau brachte diese Nachricht dem Missionär und bat um Rat, wie sie sich nun dem Ehebrecher gegenüber zu verhalten habe.

Im Monat Juli 1930 mußte ich für acht Tage auf einer Nachbarstation Aushilfe leisten. Als ich zurückkam, erzählte mir der Mitbruder, daß es in der Singapanisiedlung einen blutigen Kampf abgesetzt habe. Sieben Tote seien auf dem Schlachtfeld geblieben, vierzig Hütten eingäschert und eine Frau lebendig ins Feuer geworfen worden. Doch die Regierung war rasch Herr der Lage, und 192 Männer wurden gefesselt abgeführt. Wir Missionäre konnten in jener Zeit gar nichts tun und mußten sogar unsere Schule einige Monate schließen. Viele Leute flüchteten sich auf unsere Seite herüber. Bewunderte kamen zu uns ins Spital, und von ihnen erfuhren wir die näheren Vorgänge.

Bei Gelegenheit eines Besuchs unterließ ich es nicht, mich zum Häuptlingsgehöft zu begeben, fand aber leider nur die Frau zu Hause. Ich ermahnte sie, im Gebete auszuharren, das göttliche Herz Jesu anzurufen und ihren Mann zu bereden, einmal in die Mission zu kommen. Seitdem er ein zweites Weib hatte, vermied er jede Begegnung mit uns. Es dauerte wohl einige Wochen, bis er endlich kam. Ich rief den älteren Missionär, doch der ging, ohne ein Wort zu reden, an dem Häuptling vorüber in die Kirche. Beschämt schaute ihm Mauritius nach. Ich erklärte ihm das Benehmen des Obern, hielt ihm das große Argerniß vor Augen, das er gegeben, und mahnte ihn, es doch zu sühnen. Das Verhalten des Stationsobern, der auch einen späteren Brief des Häuptlings unbeantwortet ließ, und meine Ermahnungen blieben nicht wirkungslos, zumal der Häuptling immer mehr

einsehen mußte, daß er durch seine Doppel-
ehe die Christen völlig von sich abstieß und
die Heiden, seine geheimen Feinde, doch
nicht für sich gewinnen konnte, wie die im-
mer wieder ausbrechendem Kämpfe und Un-
ruhen deutlich bewiesen. Gewiß haben auch
die vielen für ihn verrichteten Gebete dazu
beigetragen, der Gnade den Weg in das
verhärtete Herz zu bahnen. Am Sonntag
nach Weihnachten erschien Mauritius wie-
der in der Mission und bat demütig um eine
Unterredung mit dem Obern, die sehr kurz
war. Der Missionär erklärte ihm: „Du
weißt, was du zu tun hast. Entlasse die
Heidin und sündige nicht mehr . . .!“ Der
Häuptling versprach, noch in derselben Woche

alle von der Kirche geforderten Bedingungen
zu erfüllen, und hielt Wort. Am Sonn-
tag, den 4. Jänner 1931, durfte er wieder
zur Teilnahme am Gottesdienst und zu den
heiligen Sakramenten zugelassen werden.
Es war der Herz-Jesu-Sonntag, an dem in
der Frühmesse, die vor ausgefaktem Aller-
heiligsten stattfindet, gewöhnlich 500 bis
600 Kommunionen ausgeteilt werden. Mit
besonderer Freude feierte ich an diesem Tage
das heilige Opfer. Hatte doch das göttliche
Herz Jesu, das so gut gegen die Sünder ist,
mein Vertrauen belohnt und den verirren
Häuptling, den Reuigen und Büßenden,
wieder in Gnaden aufgenommen.

Drei reumütige Schächer erobern sich den Himmel.

Von P. Bernhard Zorn.

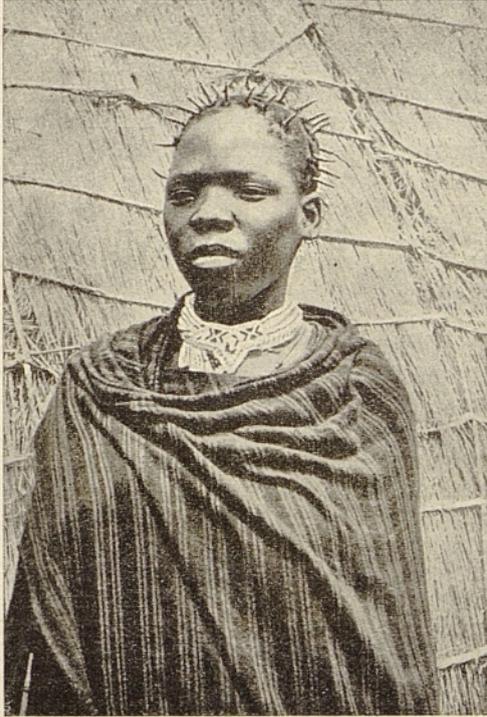
Vor einiger Zeit konnte ich hier in
Barberton drei Schwerverbrecher auf den
Tod vorbereiten und ihnen die Versicherung
geben, daß sie gleich dem reinigen Schächer,
der an der Seite des Welterlösers am
Kreuz hing, das Himmelreich gewinnen
würden. Ihre Befehrung soll im folgenden
kurz geschildert werden.

Makanzan Mgwenya, so hieß der
erste von ihnen. Er war, als ich ihn kennen-
lernte, etwa 33 Jahre alt. Womit er seine
Jugendjahre ausgefüllt, kann man sich mit
einer Gewißheit vorstellen, da er schon
18 Jahre sich im Gefängnis befand. Zum
erstenmal, wohl in Anbetracht seiner Ju-
gend, nur für ein Jahr. Er wurde mit eini-
gen guten Ermahnungen entlassen. Aber
nach drei Wochen war er schon wieder ein-
gezogen; diesmal erhielt er freie Kost für
fünf Jahre und mußte Zwangsarbeiten
verrichten. Was das in diesem heißen
Lande für einen faulen Neger bedeutet, kann
sich nur der vorstellen, der es selbst mitge-
macht hat! Makanzan erzählte mir, daß er
ein paar Jahre in einem Steinbruch ge-
arbeitet habe. Dann half er Wege bauen
bis hinauf in die felsigen Gebirgsklüfte, wo
man Gold sucht und mitunter auch findet.
Allerdings bekommen die ehrlichen Finder
nichts davon. Es reicht kaum hin, um neue
Kerker zu bauen und Festungen in Europa
anzulegen. Die fünf Jahre gingen herum

und Makanzan durfte wieder heimgehen.
Hatte er überhaupt ein Heim? Gehabt, ja;
so wie die Füchse ihre Höhlen und die Vögel
des Himmels ihre Nester haben. Ähnlich
hatte auch Makanzan irgendwo in Süd-
afrika eine Art Heimat gehabt, wo er das
Licht der Welt erblickt, wo er zum Knaben
herangewachsen und stehlen gelernt hatte
und noch vieles andere, das noch schlimmer
ist und ihn ins Zuchthaus brachte. Nun kam
er aus demselben zurück und suchte nach dem
Orte, den er einst seine Heimat genannt,
konnte ihn aber nicht wiedererkennen.
Nicht, als ob der Fleck Erde nicht mehr da-
gewesen, sondern weil die früheren Be-
wohner den Platz verlassen, Dornen und
wilde Sträucher ihn überwuchert und un-
kenntlich gemacht hatten. Makanzan zog
weiter und schaute sich die fremdgewordene
Gegend noch besser an.

Eines Tages fand er alte Kollegen, Ju-
gendgenossen. Er schloß ein Bündnis mit
ihnen. Sie fütterten ihn und klärten ihn
über manches auf. Er feierte seinen 20. Ge-
burtstag. An diesem Tage durfte er so viel
trinken, als er konnte — und tat es auch.
Noch stand die Sonne hoch am Himmel, es
war also noch sehr hell; doch Makanzan sah
fast nichts mehr, hörte nichts mehr und
konnte nichts mehr tun, als hin und her
taumeln und schlechte Lieder singen. Wo
das Was ist, versammeln sich die Geier. An

Makanzens 20. Geburtstag geschah das Gleiche. Ein Mädchen hatte ein Stelldichein mit einem Burschen verabredet oder umgekehrt. Das Schicksal wollte es, daß Makanzens gerade des Weges stolperte und es sah. Weil er glaubte, aus gewissen Gründen ein Anrecht auf das Mädchen zu haben, wurde er eifersüchtig und stürzte sich in wil-



Ein Kaffernmädchen, das sein filziges Haar durch Einflechten von Gras zu strecken sucht.

der Wut auf den Burschen, seinen vermeintlichen Gegner. Ein furchtbarer Kampf entbrannte, Makanzens behielt die Oberhand, zog sein Messer und schnitt seinem Feinde die Gurgel durch.

Am nächsten Tage schon wurde er wieder verhaftet und ins Gefängnis abgeführt. Diesmal erhielt er die „indeterminate sentence“, das heißt, er wurde auf unbestimmte Zeit eingekerkert. Alle Gefangenen hier in Barberton sind von dieser Sorte. Nur wenn sie sich mehrere Jahre hindurch tadellos aufgeführt haben und berechnete Hoffnung geben, daß sie nun bekehrt und besser geworden sind, läßt man sie mitunter

probeweise frei. Unter Polizeiaufsicht bleiben sie jedoch auch dann noch. Andere versuchen zu entfliehen. Aber das ist gefährlich. Immer stehen eine oder mehrere Wachen in der Nähe. Versucht es einer, sich ohne Erlaubnis zu entfernen, so wird er erst ein paarmal scharf angerufen. Nützt das nichts, und läuft er weiter, so wird ihm eine Kugel nachgeschickt, die selten ihr Ziel verfehlt. Auch Makanzens versuchte kurz vor Weihnachten zu entfliehen. Eine Kugel zerschmetterte ihm das rechte Bein. Er wurde zum Gefängnis zurückgebracht. Ein Arzt nahm ihm das Bein ab und legte einen Verband an. So lebte er noch drei Tage. Dann ging es rasch zu Ende, denn das Wundfieber war hinzugekommen.

Auf Anraten des Gefängnisdirektors reichte ich vor zwei Jahren bei der Regierung ein Gesuch ein, um als Kaplan für die Gefangenen angestellt zu werden. Ich erhielt diese Anstellung sofort und gehe nun jeden Sonntagnachmittag hin, um Katechismusunterricht zu erteilen. Auch Makanzens kam regelmäßig zum Unterricht und lernte gut. Er war zwar noch nicht getauft, doch liebte er es, von Gott und seinen Verheißungen, von seiner Güte und Barmherzigkeit reden zu hören. Er wäre auch wahrscheinlich nicht auf Fluchtgedanken gekommen, wenn nicht andere ihn dazu verführt und aufgemuntert hätten. Nun lag er im Sterben. In seiner letzten Not muß er sich doch noch an vieles erinnern haben, was er in den Katechismusstunden gehört hatte: Daß Gott, unser Vater, das Gute belohnt und das Böse bestraft; das Gute im Himmel, das Böse in der Hölle; daß ohne Glaube und ohne Taufe niemand selig werden kann, usw.

Sehnlichst wünschte er nun die Taufe, und so rührend bat er um einen Priester, daß der Direktor selbst mit seinem Wagen zur Mission kam und mich bat, sofort mit ihm zu fahren, um den reuigen Schächer zu taufen. In wenigen Minuten saß ich im Wagen und bald darauf am Sterbebett des Reumütigen. Er erkannte mich noch und wiederholte seine Bitte, ihn doch schnell zu taufen. Er bereue alle seine Missetaten und wolle von nun an Gott von ganzem Herzen lieben. Da brachen seine Stimme und seine Augen. Ich taufte ihn nun schnell auf

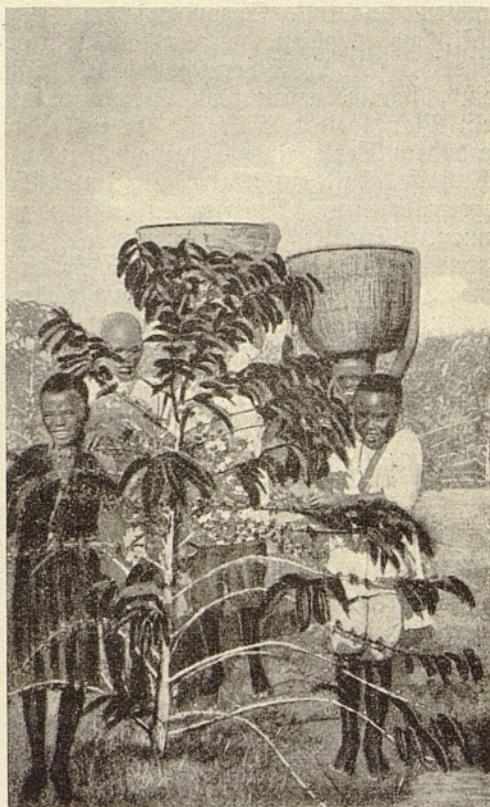
den Namen Petrus und tröstete ihn: „Gott hat dir alle deine Sünden vergeben, deine Seele im Blute Christi reingewaschen, und, wenn du nun stirbst, wirst du noch heute bei Gott im Himmel sein!“

Zwei Stunden später hauchte Petrus

ruhig und ergeben in Gottes Willen seine Seele aus. Wie es in den heißen Ländern Sitte ist, wurde er noch am selben Tage begraben. Ein schlichtes Kreuz bezeichnet die Stelle, wo er seiner glorreichen Auferstehung harret. (Fortsetzung folgt.)



Bananen-Ernte.



Kaffee-Ernte.

Der Diener Gottes Daniel Comboni.

(Fortsetzung.)

Bemerkung. Aus dem Inhalt der Aufsätze, die wir im letzten Jahrgang über Bischof Comboni veröffentlicht haben, sei für neugewonnene Bezieher kurz darauf hingewiesen, daß Comboni der Stifter und Begründer zweier Missionsinstitute ist: des Veroneser Missionsseminars, aus dem später die Kongregation der Söhne vom heiligsten Herzen Jesu hervorging, und der Schwesterngenossenschaft „Fromme Mütter des Negerlandes“. Von seiner Heimat Limone

am Gardasee kam er elfjährig in das Mazza'sche Institut in Verona, wirkte nach der Priesterweihe teils im Institut und in der heimatlichen Seelsorge, teils in der afrikanischen Mission und im Werbedienst für die von ihm geplanten und ins Leben gerufenen Missionsgesellschaften. Sein Seligsprechungsprozeß ist eingeleitet. Der folgende Aufsatz erzählt die Anfänge der Combonischen Gründungen in Verona im Jahre 1867.

8. Die ersten eigenen Gründungen.

Comboni hatte den glühenden Missionsgeist Don Mazzas, seines heiligmäßigen Lehrers, geerbt. Auch dessen unerschütterliches Gottvertrauen. Immer wieder verleiht er in seinen Briefen der felsenfesten Zuversicht auf die Hilfe des Allmächtigen beredten Ausdruck. Sogar in dem Zeitpunkt, wo es schien, daß ein vollständiger Mißerfolg sein Werk vernichtet habe. „Ich weiß“, schreibt er an Don Bricolo, „daß mein Plan Gottes Wille ist. Er will ihn, um andere Werke seiner Ehre vorzubereiten. Ich hoffe, bald in Kairo Institute für Negermädchen und Negerknaben eröffnen zu können. Sicher ist, daß mir Gott ein unbegrenztes Vertrauen auf ihn gab, so daß keine Schwierigkeit mich von dem Unternehmen abhalten kann. Innerhalb weniger Jahre wird eine neue Zeit für die Rettung Afrikas beginnen.“

Um jedoch diese großen Gedanken in die Tat umsetzen zu können, war es notwendig, daß der heldenmütige Mann seinen Austritt aus dem Institut Mazza vollzog und sich zugleich gänzlich in die Obhut des Bischofs von Verona begab. Wie hätten sonst die Öffentlichkeit und die maßgebenden kirchlichen Stellen in Rom ihm, dem einfachen und dazu mittellosen Priester, Vertrauen entgegenbringen können? Ohne die Stütze und Mithilfe eines hervorragenden Kirchenfürsten wäre es zweifellos unmöglich gewesen, Werke von solcher Bedeutung zu schaffen, wie sie Comboni vor Augen schwebten. Der Oberhirte von Verona, Luigi Marchese da Canossa, war der rechte Mann, um Comboni und seinen Werken Schirmherr zu sein. Als Berater Don Mazzas hatte er alle Wechselfälle der zentralafrikanischen Mission stets mit lebhaftem Interesse verfolgt. Es beseelte ihn das heiße Verlangen, nach Kräften zur Rettung der schwarzen Rasse beizutragen. Als sich ihm nun der Unsrige in den ersten Monaten des Jahres 1867 vorstellte und ihn bat, seinen Unternehmungen Gönner und Förderer zu sein, gewährte er die Bitte, obschon eine derartige Schutzherrnwürde sich keineswegs als eine verlockende Sache darstellte. Er las jedoch in Combonis Seele und erblickte in ihm einen Mann der Vorsehung. So nahm er denn ohne weiteres die Präsident-

schaft über die geplanten Neuschöpfungen an, bereit, mit Rat und Tat Comboni zu unterstützen.

Unter der Protektion dieses erlauchten Kirchenfürsten, der später zur Kardinalswürde emporstieg, eröffnete nun Comboni, nachdem er im Mai 1867 von einer Romreise nach Verona zurückgekehrt war, in einem gemieteten Hause bei der Kirche St. Peter Incarnario das neue Missionsinstitut für Afrika (Istituto delle Missioni per la Nigrizia). In ihm sollten sowohl junge Priester und Kleriker wie auch Lehrer und Handwerker für das Apostolat unter den Negern herangebildet werden. Für das zu gründende Schwesterninstitut stellte eine fromme Witwe ihr Haus zur Verfügung. Zum Leiter beider Häuser berief der Bischof, auf Combonis Vorschlag, den klugen und eifrigen Alexander dal Bosco, einen der Mitarbeiter Combonis am Weißen Nil. Am 3. Juni 1867 trat dal Bosco sein Amt an.

Um für die Neuschöpfungen eine dauernde Unterhaltsquelle zu erschließen, gründete Comboni einen eigenen Missionsverein, den er nach dem Räte und Willen des Bischofs „Vereinigung vom guten Hirten“ benannte. Durch einen Erlaß des Bischofs Canossa erhielt dieser Verein am 1. Juni 1867 die kirchenrechtliche Bestätigung. Seit dem Jahre 1900 führt er die Bezeichnung „Werk des Erlösers“. Unter diesem Namen ist er vielen Lesern der Zeitschrift bekannt. In eben diesem Monat Juni 1867 feierte die katholische Welt das achtzehnhundertjährige Jubiläum des Martertodes der Apostelfürsten Petrus und Paulus. Aus allen Teilen der Erde pilgerten Katholiken nach der Ewigen Stadt. Auch Comboni begab sich mit Monsignore Canossa dorthin, und sie erlebten die Freude, daß Kardinal Barnabo die Veroneser Gründungen billigte, und Papst Pius IX. dem Verein vom guten Hirten sechs vollkommene Ablässe gewährte. Bei dieser Gelegenheit ließ Comboni seinen Plan in der Propagandadruckerei zur Verteilung an die Wallfahrer nachdrucken. Um den Verein weiterzuerweitern, wandte sich der Veroneser Oberhirte in einem lateinischen Schreiben vom 6. März 1868 an die Bischöfe Italiens mit der Bitte, den Verein in ihren Diözesen einzuführen.

Nachdem nun so eine heimatliche Grundlage für die afrikanischen Unternehmungen gewonnen war, durfte Comboni auch zur Eröffnung der Institute in Kairo schreiten. Die Leitung des Mädchenheimes sollten drei Josefschwwestern übernehmen, für die Leitung des Knabenheimes standen drei Kamillianer zur Verfügung, die nach ihrer Vertreibung aus Venetien sich Comboni für die afrikanische Mission angeboten hatten. Ende November 1867 fand sich die kleine Karawane, zu der noch sechzehn in Europa erzogene Negermädchen gehörten, in Mar-seille ein, wo unser Missionär eine Unterredung mit Maria Deluil Martiny, der späteren Gründerin der Töchter vom heiligsten Herzen Jesu, hatte, mit der er schon in Briefwechsel stand. Am 7. Dezember kamen alle wohlbehalten in Ägypten an. Für beide Heime wurde ein den Maroniten gehörendes Doppelhaus mit Kirche in Alt-Kairo gemietet und den heiligsten Herzen Jesu und Mariä geweiht. Sowohl Patres wie Brüder nahmen sich der Eingeborenen, und besonders der Negerklaven, mit solchem Eifer an, daß sich bald Platzmangel einstellte und das weibliche Institut in ein anderes Haus verlegt werden mußte, wofür selbst man 1869 auch eine Schule für Negermädchen eröffnete nebst kleinem Spital und Katechumenat. Mit dem Institut für die Negerknaben waren gleichfalls Schule, Katechumenat und Armenapotheke verbunden.

Natürlich mußten bei dieser Ausdehnung der christlichen Liebestätigkeit die vorhandenen Mittel rasch zusammenschmelzen. Deshalb begab sich der Diener Gottes im Juli 1868 nach Frankreich. Am 26. Juli weihte er mit Bischof Millos, dem Apostolischen Vikar von Chaldea, und Bischof Salzano in dem Muttergottes-Wallfahrtsort La Salette, wo er seine Werke der Königin des Negerlandes weihte. Von dort reiste er nach Lyon und Paris, von dem Verlangen erfüllt, auch in der französischen Hauptstadt ein Missionsseminar zu gründen und den Verein vom guten Hirten einzubürgern. Hochgestellte und einflußreiche Persönlichkeiten, wie der Baron Havelk, der Ministerialdirektor Faugère, der Graf Courcelles, früher französischer Botschafter in Rom, die Grafen Merode und de Segur waren für

die Sache gewonnen worden, und die Zeitschrift „L'Apostolat“ hatte sich bereit erklärt, die bevorstehende kirchliche Errichtung des Vereins bekanntzugeben. Zuvor wollte jedoch Comboni noch die Zustimmung und Billigung des Bischofs von Verona einholen. Dessen Antwort lautete: „Sofort alles abbrechen.“ Ein Schreiben des Kardinals Barnabo an die Bischöfe von Italien, das kurz vorher erschienen war, hatte die Einführung neuer Vereinigungen unter-



Der Diener Gottes Daniel Comboni.

sagt. Armer Comboni! Alle seine Hoffnungen und Erwartungen waren wieder einmal in nichts zerronnen. Zu gleicher Zeit erzielten ihn auch andere schmerzliche Nachrichten.

Am 13. Dezember rief ihn ein Telegramm an das Krankenlager seines Vaters, und am 15. Dezember 1868 starb dal Bosco. Durch dessen Tod schienen die Veroneser Institute und der Verein vom guten Hirten dem Untergang geweiht. Als Comboni in Verona eintraf, befanden sich im Seminar nur zwei Alumnen. Hätte der Diener Gottes nicht ein wahrhaft heroisches Gottvertrauen gehabt, so wäre er nach so vielen Rückschlägen endlich von seinem Plane abgestanden. Wie wenig ihn aber die steten Hemmungen und Mißerfolge abschreckten, erhellt aus einem Briefe, den er am 20. De-

zember 1868 an Bischof Canossa schrieb. Es heißt darin: „ . . . In meinem Schmerze über den Tod des Don Alessandro (dal Bosco) habe ich einen Trost, nämlich den, zu sehen, daß Jesus uns Kreuze schickt. Alle Werke Gottes sind auf das Kreuz gegründet; sollten wir das afrikanische Werk nur mit günstigem Winde vorwärts bringen wollen? Mögen es was immer für Trübsale sein,

in denen wir uns befinden, immer setzen wir unser Vertrauen auf Gott und die Königin von Afrika. Geduld, Mut, Zuversicht, Beharrlichkeit! Die Herzen Jesu und Mariä werden uns das Werk gründen und eine große Zahl von Seelen retten lassen.“ So schreiben und handeln Helden der Heiligkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Sinein in den Busch.

Von P. Dr. Matthias Rasseiner, F. S. C.

(5. Fortsetzung.)

Am Oisantsfluß, der Grenze unserer Präfektur, biegen wir nach Süden ab und befinden uns bald in der Magaliesiedlung, im Bereich des einflußreichen Häutlings Masemuli. Dornenbüsche, Kaktusse und Euphorbien säumen den Weg. Wir fahren durch ein Dorf, von neugierigen Blicken, lauten Zurufen und gackernden Hühnern begleitet, und machen bei einer jüdischen Geschäftsniederlassung halt, um Erkundigungen einzuziehen über die Lage und Entfernung des Platzes, der uns für eine neue Missionsstation angeboten worden war. Die Neger, die den Laden umlungerten, beraten sich erst untereinander über die uns zu gebende Antwort. Schließlich weist einer mit der Hand nach dem hohen Berggrücken, der die Landschaft im Osten abschließt, und sagt einsilbig: „Dahinter!“ Da konnte man nun gescheit werden. Das Wort „Dahinter“ als Begrüßung ist im Munde der Eingeborenen ein ganz unbestimmter Begriff, ein bodenloser Satz. Zuletzt bietet sich doch einer als Führer an. Wir wenden uns also mit unserem Fahrzeug nach Osten, erleiden gleich eine Panne und schrauben uns, nach deren Überwindung, in die Berglandschaft hinauf; auf dem „besten“ Weg, wie der Führer sagt, in Wirklichkeit auf unbeschreiblichen Pfaden. Dann geht es abwärts durch eine steinige Rinne, wo wir nicht schneller vorwärts kommen als das liebe Rindvieh, das hier promeniert und uns ob unserer Schneid oder Tollkühnheit anglozt. Umkehrte Landen wir unten in der „Hölle“, in einem engen, heißen Talfessel. Darin liegen, eingebettet zwischen den fast kahlen Felsmassen, das Hauptdorf des Stammes und der Kraal des Häuptlings.

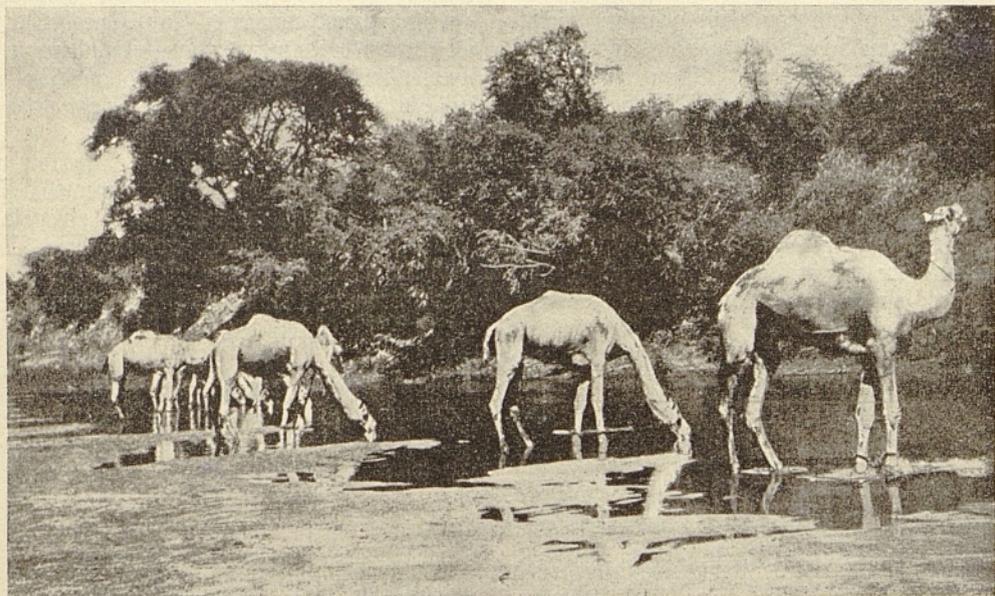
Man wurde in dieser Hitze förmlich gebraten. Zum Glück trug keiner von uns viel Fett bei sich. Der Neger liebt nun einmal die Wärme. Wir halten für kurze Zeit, weil unser Führer im Dorfe einen Ersatzmann suchen will, was ihm aber leider nicht gelang. Ich sage „leider“, denn wie es sich nachträglich herausstellte, hatte er keine Ahnung von dem Platze, den wir suchten. Deshalb wurde er nach einiger Zeit ausgewaggoniert und mit einem schlechtverdienten Trinkgeld entlassen.

Das Dorf beherbergt einen kräftigen Menschenschlag. Im letzten Winter kamen 140 Burschen von dort auf die Missionsfarm, um in Ausübung der Stammesitte Dachgras zu schneiden. Es waren lauter Prachtkerle in rotbrauner Bemalung. Der Häuptling hatte vorher seinen „Außenminister“ gesandt, um die Erlaubnis einzuholen. Die Bittschrift war siebenfach versiegelt, ein Beweis, daß es auch bei den Naturvölkern hoch offiziell hergehen kann. Im übrigen scheint dieser Häuptling, dem wir aus Zeitmangel keinen Besuch abstatten konnten, ein geriebener Spitzbube zu sein. Man sagt ihm nach, daß er seine Leute als Arbeiter für die Goldgruben an die Regierung verschachert. Freilich ein sehr einträgliches Geschäft, bei dem der Kerl doppelt auf seine Rechnung kommt. Denn einmal erhält er von der Grubengesellschaft für jeden Arbeiter 60 Mark oder 100 S „Prämie“, und dann müssen ihm die aus den Gruben Heimkehrenden auch noch ein goldenes Trinkgeld abliefern. Man sieht, auch die schwarzen Magnaten machen ganz moderne Fortschritte in der Lösung der sozialen Frage und der Volks-

wohlfahrt. Es war jedenfalls sehr auffallend, daß wir hier nur ganz wenige Männer zu Gesicht bekamen. Dafür aber wimmelt es wie in einem Ameisenhaufen von Kindern, die alle einfarbig nach demselben Schnitt gekleidet sind. Ein Aussterben dieser Rasse ist also nicht zu befürchten. Auch wenn der Mann nur ein armer Schlucker ist und nur eine Frau hat, kann er es doch zu einer ansehnlichen Kinderschar bringen.

in die Irre gegangen ist. Jene Kasuisten, die Sonderbarkeiten suchen, hätten hier ein dankbares Sammelgebiet.

Aber schon hat unser vorwärts strebender Wagenlenker die Fahrt wieder aufgenommen und durch sein lautes Tuten die neugierige, den Wagen umringende Kinderschar auseinandergejagt. Wir fahren durch eine breite Bergsenkung hinauf und hinunter zum unteren Sequati, den wir durch-



Kamele an der Tränke.

Wie das zu erklären ist, würde zu einer weitläufigen Auseinandersetzung führen, die hier nicht am Platze wäre. Es sei nur bemerkt, daß die Regierung derlei Stammesfiten nicht nur duldet, sondern auch zur Grundlage ihrer Rechtsprechung nimmt oder nehmen muß. Diese „Kinderrei“ allein liefert schon den Beweis dafür, daß der Missionär hier ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden hat, um dem katholischen Glauben und den christlichen Sitten einen Weg zu diesem Volke zu bahnen, von anderweitigen unbekanntem und ungeahnten Verwicklungen in Ehesachen gar nicht zu reden. Da gibt es endlose Fäden abzuhäspeln, bis man zum Ursprung manchen Erdenpilgers gelangt, oder, genauer gesagt, bis man am Ende dasteht ohne Anfang, weil man völlig

queren müssen. Glücklicherweise führt er wenig Wasser, da heuer der Regen noch nicht eingesetzt hat; Brücken sind hier so selten wie Goldfische in Österreich. Die neue Furt ist ein sandiges, für das Auto unpassebares Wasserloch. P. Brandmeier reitet hoch zu Pferd, nämlich auf dem Rücken unseres schwarzen Wegweisers hinüber; wozu hatte er auch die Reitgamaschen angelegt? Pater Schöpf hat unterdessen die alte Furt flussabwärts entdeckt, die einen felsigen Untergrund hat, so daß wir unseren Karren heil hinüberbringen können. Dann geht es vorwärts durch buschiges Gelände.

Weidende fettschwänzige Schafe und harmlose Ziegen stieben bei unserem Erscheinen nach allen Richtungen davon. Das Rindvieh hat es weniger eilig; die klugen Lang-

ohren endlich finden es kaum der Mühe wert, den Weg freizugeben, als ob sie wüßten, daß einem diplomierten Esel selten ein Leid geschieht, da vernünftige Leute ihnen ausweichen, Gesinnungsgenossen aber ihnen Komplimente machen. Die Gegend, die wir jetzt durchfahren, ist nur spärlich bewohnt; kaum daß man hie und da kleinere Hüttengruppen gewahrt. Der Boden wäre an sich ja fruchtbar, aber die Niederschläge fallen sehr unregelmäßig und reichen nicht aus, so daß oft die Ernte gar nicht gedeiht. Selbst das zum Hausbedarf nötige Wasser muß oft weit hergeholt werden. Man schöpft es mittels Kürbisschalen aus tiefen, bienenumsummten Erdlöchern. Da aber diese unterirdischen Quellen nur spärlich, fast tropfenweise fließen und geeignete Sammelvorrichtungen fehlen, so sind sie gewöhnlich von vielen Frauen umlagert, die die Gelegenheit benützen, um in stundenlangem Geschwätz die gegenseitige Neugierde zu wecken oder zu befriedigen oder Politik nach ihrer Art zu treiben. Man könnte so einen Brunnen im südafrikanischen Busch mit unseren heimi-

schen Kaffee- und Teefränzchen vergleichen. Die Evastöchter sind überall von demselben schweizerlichen Mitteilungstrieb beseelt, ganz gleich, ob sie von teuren Salben und wohlriechenden Wasserlein oder von billigem Kraalsdünger duften, ob sie in Seide verschleiert oder mit Rindshäuten umgürtet sind. Doch glaube ich, annehmen zu dürfen, daß die schwarzen Frauen bezüglich der weniger lobenswerten Eigenschaften ihrer Männer im Gespräche zurückhaltender sind, sei es aus Ehrfurcht vor dem Familienoberhaupt, sei es aus heilsamem Respekt vor den zu erwartenden Prügelein oder gar aus Besorgnis, kurzerhand vor die Tür gesetzt zu werden.

Wie sich später herausstellte, waren wir im Bogen um das Ziel unserer Wünsche herumgefahren, hatten es sogar einmal an einem Zipfel gestreift. Bis zu dem Orte, wo wir wieder in die Landstraße einmündeten, war unsere ganze Fahrt an rüttelnden und schüttelnden Begebenheiten überreich.

(Schluß folgt.)

Der Sohn des Freimaurers.

Von Anna Kayser.*

(Fortsetzung.)

Ein paar Schritte entfernt blieb sie stehen und lauschte betroffen seinem Aufstöhnen.

Leise ging sie einige Schritte näher. Da sah sie ein Bild in seiner Hand. Sie kannte es so gut: Herbert als Tertianer, in roter Mütze, mit lachenden Anabenaugen. Unbeweglich starrte der Mann am Schreibtisch auf das Bild. Dann sank die Hand, die es hielt, wieder auf den Tisch. Und auch der Kopf sank vornüber auf das lächelnde Anabengesicht, minutenlang. Still war es im Zimmer. Nur das schwere Atmen der beiden Menschen, die gleichen Schmerz trugen, die sich so nahe und doch so unendlich fern waren.

Werner machte eine hastige Bewegung, wie einer, der sich jäh in einer feindlichen Welt befindet. Frau Mathilde zog sich lautlos zurück. Sie sah noch, wie er hastig über Bild und Augen fuhr und sich scheu umsah wie ein auf schlimmer Tat ertappter.

Gilig verschloß er das Bild wieder in ein Geheimfach seines Schreibtisches. Und legte das Kloster schreiben genau wieder auf den Platz, auf dem es vorher gelegen.

Frau Werner stieg hinauf zu Herberts Zimmer und weinte dort ihr Mutterleid aus.

Hier war alles noch ganz so, wie es der einstige Bewohner verlassen hatte. Nur das große Lichtbild, das Herbert im Wachs der „Burgundia“ zeigte, war im Erker aufgestellt worden. Zimmer dufteten hier frische Blumen, als ob Herbert jeden Augenblick heimkommen mußte. Ruth kannte seine Lieblinge: weiße Rosen, dunkelrote Nelken und Dahlien.

In der folgenden Nacht hatte Justizrat Werner einen bösen Herzanfall. Der erste Ausbruch eines alten ererbten Leidens. Seine Gattin und Ruth waren ganz liebende Sorge; mußten sie doch, wie schwer er trug; um so schwerer, da er allein trug.

* Druck und Verlag der Bonifatius-Druckerei in Paderborn.

Als Herberts großer Tag kam, ging es ihm bereits wieder besser. Schweigend ließ er die Frauen reisen. Es war nichts Feindseliges in seinem Wesen, wie sonst, wenn sie Herberts Namen nannten.

„Nut, was ihr wollt, aber laßt mir meine Ruhe“, wehrte er, als Frau Mathilde um eine Botschaft an den Sohn bat.

„Darf er einmal kommen?“ wagte sie noch einen Versuch.

„Meinem Sohne steht mein Herz und Haus stets offen — einem Mönche nicht.“

Da ging sie schnell hinaus, um nicht aufzuweinen. Und fuhr mit Ruth und Dr. Reinert traurig zum Freudentage ihres Sohnes.

*
*
*

Es war ein schmerzlich-seliges Fest für Herbert, voll heiliger Weihe und überirdischer Seligkeit.

„Solche Tage sind der Ewigkeit entliehen. Wäre ihnen auch nur ihr Ewigsein eigen“, äußerte Ruth abends zu Pater Helmuth, dem Festprediger.

Im stillen hatte Frater Werner eine Hoffnung genährt, die ihm selbst zu kühn dünkte. Und so mußte er all die Zeit vorher seine Sehnsucht dämpfen, um einer Enttäuschung gewachsen zu sein.

Als er am Tage seiner Weihe vergeblich nach einem geliebten Antlitz spähte, an das er seit Wochen Tag und Nacht gedacht, da war ihm, als müsse all sein Glück in der Bitterkeit dieses Schmerzes untergehen. Gewaltfam zwang er sich zur Ergebung. Das schmerzhaft Aufbäumen der Natur in ihm sagte ihm mit demütigender Gewißheit, daß die Bande des Blutes seine Seele noch ungeahnt festhielten. Hatte er ein Damaskuswunder erwartet —? Als aber des Bischofs Hand auf seinem Haupte ruhte und er unter Gebet und Salbung zum Christusstreiter geweiht wurde, da war er wieder nur der Jesusjünger, der sein großes Opfer ganz brachte.

Als er seinen Lieben am Primiztage seinen ersten Priestersegen spendete, als seine Hand segnend auf dem Haupte der Mutter ruhte, da hob er einen Augenblick das Auge, sein Geistesblick ging in die Ferne zu einem einsamen Manne im einsamen Hause, der wohl doch zu dieser Stunde seines Einzigen gedachte, zu dem ihm sein Stolz den Weg

verwehrte. Flüsternd sprach er im Zurückgehen zum Altare die Worte des Segens — sandte sie als Friedensbotschaft in seines Vaters Haus.

*

Es war wenige Tage nach Herberts Primiz. Frau Werner und Ruth waren von der Reise zurückgekommen. Dr. Reinert und



Der erste Glockenturm.

Pater Helmuth waren noch einige Stunden im Kloster geblieben, um mit Pater Werner alte Erinnerungen aufzufrischen.

Ruths erster Weg nach ihrer Heimkunft war zur „blauen Villa“. Melitta, die wieder bei ihrem Onkel war, gab besorgt Bericht über Campallas Befinden.

„Es geht erschreckend abwärts, Ruth. Ich fürchte mich so — vor dem Letzten. Er will von Gott und Sacrament immer noch nichts wissen. Du bist so mutig; laß uns nicht im Stich.“

Ruth nahm sie liebevoll in die Arme. Sie mußte, wie weh es tut, wenn sorglose Jugend zum erstenmal vom Ernst des Lebens berührt wird.

„Still, Melitta, ich bleibe bei euch. Bist noch ein so junges Kind — und brauchst die Sonne.“

Ruth bemerkte die große Veränderung im Befinden des Kranken binnen wenigen Tagen. Er tat ihr unendlich leid, weil er ohne Hoffnung und ohne Ausblick auf ein anderes Leben und auf einen ewigen Lohn litt. Welch ein schauriges Sterbelager mußte das werden, wenn nicht eine stärkere Macht eine Sinnesänderung herbeiführte!

Es drängte sie, dem Armen alles nur Mögliche an Liebe und Linderung zu geben, da sie nur schauernd an sein jenseitiges Loß denken konnte.

„Warum nur tun Sie das?“ fragte er einmal, als er ihren Bemühungen still zugehört hatte und ihr eine große Abgespanntheit anmerkte.

„Was?“

„Daß Sie mich alten Sünder so tapfer pflegen. Ich denke, für Wesen wie Sie hätte das Leben andere Genüsse.“

„Anderer vielleicht. — Ob bessere?“ Sie zuckte die Schultern. „Wenn Sie ahnen könnten, welches Glück im Helfendürfen, Wundenheilen liegt, so würden Sie mein Tun selbstverständlich finden.“

„So ernste Philosophien hören sich merkwürdig an aus so jungem Munde. Wer lehrte Sie solch platonische Weisheit? Ihre Religion der Knechte und Einfältigen wohl schwerlich. Die züchtet nur weltfremde Heuchler und Unfreie.“

„Herr Campalla!“

„Verzeihen Sie, Fräulein Ruth. Sie möchte ich weltweit von diesen Toren wissen, die die schöne Welt zu einem Kerker machen, darin Geißel und Knute Kopfhänger und Lichtscheue erziehen. Sie sind für mich die menschengewordene Weltverklärung.“

Campalla süßte, er war zu weit gegangen. Um keinen Preis wollte er es mit Ruth verderben. Darum das Extragericht.

Ruth sah ihm ruhig ins Auge. Sie wußte, er glaubte seine Theorien selbst nicht. Ernst entgegnete sie:

„Gehen Sie einmal hinab zur Klinik — Sie waren gewiß noch nie dort — und

sehen Sie sich die jungen Menschenkinder an, die dort ihre Jugend in Operationssälen, an Krankenbetten, in aufreibenden Nachtwachen hingeben, ohne Dank und Lohn, manchmal gar verkannt und verachtet. Ja, die sind Unfreie, sind es geworden in höchster Geistesfreiheit. Aber diese Unfreiheit im Gehorsam und in der Liebe hat sie frei gemacht von tausend Fesseln und Banden, die die Weltfreien quälen. Können Sie mir aus Ihrem Lager einen einzigen derartigen Fall von heroischem Opfertum, von selbstvergessener Nächstenliebe berichten wie den unserer Stadtschwester Melitta — sie ist Ihnen gewiß keine Unbekannte —, so will ich mich besiegt geben.“

„Ist das die überspannte Enkelin vom Grafen Raueneck? Ich habe seinerzeit davon gehört. Soll so ein hysterisch Jüngferchen sein, die den feudalen Herrenstolz halb ruiniert hat mit ihren plebejischen Passionen. Das Bettelvolk der ganzen Herrschaft soll sich auf der Burg herumgetrieben haben. Na, der alte Raueneck hat dem kapriziösen Persönchen seine kostspieligen Marotten bald ausgetrieben. Es wurde plötzlich ganz stille auf der alten Burg. Von der Kleinen hörte man nichts mehr. Sie sehen, ich bin vorzüglich orientiert.“

„Ich hörte von der Kleinen' beispielsweise noch dieser Tage, daß sie den alten Huberlein pflegt — jeder weiß, wie oft er im Zuchthaus war — und heute nacht die Wache bei dem Delirierenden hat, und gestern und vorgestern auch“, entgegnete Ruth mit Nachdruck.

„Nun, wenn es ihr Pläster macht! Es gab schon schlimmere Absonderlichkeiten.“

„Und Sie sind nun doch eine ganz unverbesserlicher Sünder“, entgegnete Ruth lächelnd. „Man sollte Ihnen böse sein, wenn man nicht wüßte, daß Sie nicht hören und sehen und verstehen, weil Sie nicht wollen und vielleicht auch nicht dürfen, weil Sie die Nutzenanwendung scheuen.“

Ruth stand auf. Trotz der äußeren Veränderung fand sie den Kranken heute so gut wie seit langem nicht.

Sie ging beruhigt heim.

Raum aber war sie eine Stunde zu Hause, da schellte es heftig. Ganz verstört kam der alte Friedrich, Campallas Diener, hereingestürzt.

„Der Herr Justizrat und das gnädige Fräulein möchten eiligst mitkommen. Mit dem Herrn ist es schlimmer geworden“, stammelte er atemlos.

Ruth war erschrocken. War die Besserung nur ein letztes Aufglühen des sinkenden Lebens gewesen? Oder hatte das kleine Schärmügel ihn aufgeregt?

Werner ging ungeniert mit. Was sollte er dort? Ein Sterben zu sehen, danach verlangte ihn nicht. Diesem düsteren Schauspiel war er stets tunlichst aus dem Wege gegangen.

Ruth sah mit dem ersten Blick: der da in Fieberglut in den zermühlten Kissen lag, war ein Sterbender. Und der Justizrat sah es auch. Ein kaltes Grauen kroch ihm ans Herz. Jenseits von Campallas Sterbebett sah er schauernd das finstere Schattenreich, wo die Vernichtung die Seele in ewiges Schweigen hüllt.

Weshalb dann aber die wahnsinnige Angst, mit der Campalla sich gegen die Vernichtung wehrte, die ihm doch nur noch Erlösung sein konnte — ?

Furchtbare Angstzustände wechselten bei dem Kranken mit tödlicher Erschöpfung. Krampfhaft umklammerte er Ruths Hand, flehte mit schreckhaft aufgerissenen Augen, ihn zu schützen vor dem schwarzen Ungeheuer . . .

Ruth war in Todesängsten. Sollte das nun das Ende sein? War all ihr Opfern und Beten umsonst gewesen? Und der treuen Hanna demütiges Dienen? Sollte diese Seele in ewige Nacht sinken, ohne daß ein Akt der Reue sich ihren Abgründen entrang?

„Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“, ging es ihr schauernd durch die Seele.

Melitta lag weinend im Nebenzimmer auf den Knien. Ihr graute entsetzlich vor dem Dinkel, vor dem Krankenzimmer, vor dem schrecklichen Sterben; vor diesem ganzen unheilvollen Hause graute ihr.

Die alte Hanna war halb irre. Es war nichts mit ihr anzufangen. „Wenn der arme Herr so dahinsühre, ohne Beichte und Sakrament . . ., nimmermehr darf ich im Himmel Signora Gisela unter die Augen kommen.“

Der Justizrat saß im Hintergrunde des Sterbezimmers, den Kopf in die Hände ver-

graben. Er hatte dem Freunde in dieser Stunde nichts zu sagen. Alle Argumente, die seine Theorien sonst so glänzend stützten, versagten, nun die Geheimnisse der Ewigkeit über ihnen lagen. Am liebsten wäre er geflohen. Aber das hätte wie Feigheit ausgehört. Und er durfte auch Ruth nicht allein hier lassen.



Die Braut greift den Bräutigam an.

Eine unter den Zulus herrschende Sitte, die den letzten Akt der Freiheit seitens der Braut bedeuten soll.

Dr. Reinert, der eilig gerufen wurde, zuckte die Schultern. Seine Kunst sah sich einem Stärkeren gegenüber, dem er seine Beute lassen mußte. Er linderte mit einem Beruhigungsmittel nur noch des Sterbenden Körperqualen. Die Pein, die ihm aus den Augen schaute, gegen die mußte ein anderer helfen. Dafür fehlte ihm die Inspiration.

Ruth sandte zum Kloster und ließ um einen Gebetssturm bitten. Dann ließ sie kurzerhand den Pater Guardian heraufrufen, damit er auf alle Fälle zur Stelle sei.

Campalla kam zu sich und blickte unher. Da beugte sich Ruth in plötzlichem Entschluß über ihn. Hier konnte nur die unerbittliche Wahrheit noch nützen. Ihre Stimme klang dem Kranken wie die Posaune des Weltrichters:

„Herr Campalla, . . . Sie wissen, daß Sie sterben werden, vielleicht in dieser Stunde . . . Es lebt ein Gott . . . und ein Richter . . . Sie fühlen es selber. Wollen Sie nicht in seine Hände fallen, so schließen Sie Frieden mit ihm . . . Noch ist es Zeit.“

Erschrocken ob solcher Kühnheit griff Dr. Reinert nach dem Puls des Kranken, der unregelmäßig stürmte. Ruth hatte nach mächtigem inneren Drängen gehandelt, das sie niemals täuschte. „Mein Gott, was liegt an einem bißchen Erdenleben mehr oder weniger, wenn eine Ewigkeit auf dem Spiele steht?“

Schreckhaft arbeitete es in des Kranken Gesicht. Engel und Dämonen rangen erbittert um den Sieg. Die ersten hatten die lichten Träume des Kindes und Jünglings bewacht. Die andern waren mit ihm gewesen auf düsteren Manneswegen. Wem würde der Sieg werden?

Da winkte Campalla Werner mit matter Handbewegung zu sich.

„Was würdest du tun?“

Sein Blick bohrte sich in den des anderen.

Werner wandte sich unsicher zur Seite. Campalla drängte: „Sag mir die Wahrheit.“

„Du mußt es wissen.“

Unsicher kam es heraus. Werner wandte sich zum Fenster und schaute in die schweigende Nacht.

Da wandte Campalla sich in tödlicher Angst wieder zu Ruth. Sie nahm seine schon erkaltende Rechte in ihre Hände und begann ihm von der erbarmenten Liebe dessen zu sprechen, der einst einen Christushasser mit Allgewalt zum Kreuze zwang und seinen Haß mit Liebe schlug.

Eine Träne quoll ihm aus dem Auge. Und dann — strömte eine ganze Flut über das schon verfallende Gesicht, über das schon die Schauer des Todes gingen. Campalla,

der Gottesfeind, der geschworene Christusverfolger, weinte. Weinte unter dem sengenden Gnadenstrahl, der ihn aus dem Auge dessen getroffen, dem er Tod und Vernichtung geschworen.

Da hörten sie die Stimme des Pater Gerhard. Dr. Reinert riß die Tür auf. „Schnell, Hochwürden, es ist die höchste Zeit!“

Auf einen Wink Ruths verließen sie alle das Zimmer.

Pater Gerhard trat ans Sterbelager und griff nach Campallas Hand. Es war ein ergreifender Moment, diese beiden Männer, bisher die Vertreter von zwei gegensätzlichen Welten, Hand in Hand an den Toren der Ewigkeit.

Ehe der Priester noch ein Wort sprechen konnte, ging eine jähe Veränderung mit dem Sterbenden vor. Die Augen schienen sich in den Höhlen zu wenden, wurden starr und gläsern, die Lippen blau. Er sank in halbe Bewußtlosigkeit.

Pater Gerhard flüsterte ihm Stoßseufzer, Glaubenssakte zu. Voll Inbrunst beschwor er den Himmel um nur einen lichten Augenblick.

„Hören Sie mich, Herr Campalla? Bereuen Sie? Verlangen Sie nach Gott?“

Mit Spannung harrete er auf das leiseste Zeichen der Zustimmung.

Da — endlich auf seine beschwörende Frage ein schwacher Gegendruck der Hand, der große Moment, da die scheidende Seele ihren Herrn anerkennt.

Kurz vor dem Ende schlug er noch einmal die Augen weit auf und sah den Priester mit gebrochenem Blick an. In diesem Blick lag eine Welt voll Reue und Abbitte, so daß Pater Gerhard das „Ego te absolvo“ über ihn sprach und dann erschüttert in die Knie sank.kehrte die Seele von den dunklen Toren des Zwischenreiches zurück, um zu bereuen?

Eine schwere Träne, die letzte, drang durch die Wimpern des Sterbenden. Ein kurzes Köcheln, ein letztes Aufhäumen des Körpers, — Giacomo Campalla stand vor seinem Richter.

(Fortsetzung folgt.)